

(Nachdruck verboten.)

Herrn Zickendrath's Pensionäre.

21) Roman von D. Eugen Thoffan.

Große Pause. Herr Zickendrath ist bei dem Wort „Erziehungsmethode“ ein klein wenig zusammengezuckt.

Frihe träumt mit großen feuchten Augen vor sich hin in die Weite. Es thut ihm wohl, gefeiert zu werden, aber es steigert auch die wehe Empfindung, die in ihm wällt. Der Widerspruch zwischen seiner Vortrefflichkeit und der ablehnenden Haltung Manni's wird ihm immer fühlbarer. Manni ist etwas verlegen geworden und sucht es zu verbergen, indem sie sich zu Johannes hinüberbeugt und ihm etwas in das Ohr flüstert.

Dem Kantor entgeht nichts. Er lächelt wie zehn „Mephistokesse“ und spielt seinen letzten Trumpf aus.

„Einem Wunsch aber müssen wir noch besonders Ausdruck verleihen, einem Wunsch, der mehr uns selbst gilt als ihm. Nämlich . . . unseren jungen Freund, den wir in der kurzen Zeit, da wir ihn kennen, alle schätzen und lieben gelernt haben . . . wir wollen ihn behalten. Wir hoffen und wünschen, daß er auch nun, da er die Schule verläßt und in das Leben tritt, unter uns verweilen, unser Hausgenosse bleiben möge. In der Ueberzeugung, daß Sie alle darüber eines Sinnes mit mir sind, fordere ich Sie auf, Ihre Kläfer zu erheben und . . .“

Alles steht auf und stößt begeistert mit dem Kantor und mit Frihe an. Das Hoch klingt elementar. Die Meisten sind froh, daß es überstanden ist. Mutter Zickendrath aber versichert Frihe nochmals ausdrücklich, sie halte es für ganz selbstverständlich, daß er bliebe. Und sie meint es ehrlich. Nach den Erkundigungen, die sie eingezogen hat, steht es faul mit etwaigem Ersatz nach Ostern. Es sind noch fast keine Anmeldungen eingegangen.

Dann legt sich die Aufregung, alles nimmt wieder Platz. Frihe aber ist stehen geblieben. Die rechte Hand, in der er das frischgefüllte Glas hält, zittert, und das Bier schwappet in kleinen leuchtenden Wellchen über den Rand. Er sieht's nicht. Seine Augen hängen an der Decke und mit leiser, umflorter Stimme fängt er an:

„Ich danke Ihnen, Herr Kantor . . . entschuldigen Sie, Herr Tripps . . . von ganzem Herzen . . . für Ihre trostvollen Worte; aber . . . und ich danke Ihnen Allen . . . von ganzem Herzen; . . . aber es waren doch schöne Stunden, die ich hier verleben durfte, manchmal . . . manchmal . . .“

Die Zuhörerschaft wird unruhig. Das giebt einen Unfall. Der Redner giebt sich einen innerlichen Ruck.

„Aber wenn ich nun ins Leben hinausgehe, wie mein Herr Vorredner sagte . . . und . . . dann will ich auch lieber ganz hinausgehen . . . so schwer es mir auch wird, bitter schwer, das können Sie glauben . . . bitter schwer“ — das klingt schon fast wie Schluchzen — „Alles hinter mir lassen, was mir werth und theuer war“ — es fallen einzelne Zwischenrufe, dann erhebt sich ringsum Gemurmel, wird immer allgemeiner, man hört nur noch abgerissene Worte, die Frihe mit Anstrengung herausstößt: „Lebewohl sagen . . . herzlichen Dank für alles Gute . . . in gutem Andenken behalten . . .“ bis Frau Zickendrath ängstlich fragt: „Aber Frihe, wollen Sie denn wirklich ausziehen?“

„Ja . . . das will ich . . .“ und dann sigt er auf seinem Stuhl und heult, heult wirkliche Thränen.

„Er ist voll,“ sagt Johannes halblaut zu Manni.

XV.

Er blieb natürlich doch. Ganz stillschweigend. Kein Mensch redete weiter davon. Nur der Kantor konnte sein Erstaunen nicht vollkommen unterdrücken, daß der Erfolg seiner Rede so wenig seiner Absicht entsprach.

„Wissen Sie, mein lieber junger Freund“ — anders nannte er ihn überhaupt nicht mehr — „eigentlich wundere ich mich doch über Sie.“

„Aber Herr Tripps,“ entgegnete Frihe verlegen, „Sie haben doch selbst . . .“

Der Kantor unterbrach ihn. „Ja? Nu ja, natürlich. Aber wer sagt Ihnen denn, daß Sie sich nach mir richten sollen?“

„Ich thu's aber doch gerne.“

„Nach mir soll sich kein Mensch richten. Ich bin ein verdrehtes altes Huhn. Wenn ich Bisquitorte sage, dann meine ich allemal sauren Käring. Haben Sie das noch nicht gemerkt? Immer! . . .“

Er wußte übrigens sehr wohl, woran es lag. Und er folgte der weiteren Entwicklung der Komödie mit grenzenlosem Behagen. Mit all seinen geheimen Organen lag er auf der Lauer, damit ihm ja keine noch so unbedeutende Wendung der Dinge entging. In solchen Sachen war er auch Feinschmecker.

Eine ganze Weile blieb es still. Frihe zog allmorgendlich vor sechs Uhr ab, in seine Schlosserei und fabrizirte Feuerspritzen. Wenn er ging, lag noch alles in den Nestern, zu Mittag hatte er nur eine Stunde Pause, und wenn er des Abends heimkam, war er so hundemüde, daß er sich um keinen Menschen mehr kümmern mochte. So war fast jede Gelegenheit zu Zusammenstößen, freundlichen wie feindlichen, ausgeschlossen.

Auch Manni hütete sich wohl, noch einmal in der Frühe als Kaffeespenderin aufzutreten. Das war ein für allemal verabredet: Der Kaffee wurde bereits Abends gekocht und in der Grube in heißem Wasser aufbewahrt. Da holte er ihn sich früh selbst und ging dann seiner Wege, ohne jemanden gesehen zu haben.

Und merkwürdig, dieses Verhältniß zu Manni oder besser dieser Mangel jedes Verhältnisses zu ihr, drückte ihn je länger je weniger. Er hatte gar keine Zeit zu sentimentalen Träumereien. Formen, gießen, löthen, schmieden, es war eine ganz neue Welt, die sich vor ihm aufthat, die Welt der Arbeit, und sie nahm ihn gefangen. Mit rauhen, sehnigen Armen umschlang sie ihn, hielt ihn mit ruhigen schwieligen Händen, aber fest. Das Schulleben hatte ihn doch zu wenig ausgefüllt zulezt, seine Kraft zu wenig in Anspruch genommen. Nun ging er auf in seiner Arbeit und in den Zielen, die allmähig vor ihm emporstiegen.

Nur die Sonntage gaben jetzt noch Raum zur Einkehr und zu Betrachtungen. Und auch sie bekamen nunmehr für ihn einen eigenen Reiz, der von den alten Neigungen ablenkte. Er fing an, sich an diesen Tagen zu pflegen. Er wandte seinen Händen, seinen Fingernägeln, seinem Haar einen Grad von Aufmerksamkeit zu, den er früher nicht gekannt; und er begann sich mit peinlicher Sorgfalt zu kleiden.

Wie alle Menschen, die am Wochentag in Schweiß und Staub und Ruß arbeiten müssen, lernte er den Luxus des Ruhetages schätzen mit seiner Sauberkeit, seiner weißen Wäsche und seinem besonderen Anzug. Und er spann sich ganz ein in die Behaglichkeit dieses Sich-als-Kulturmenschen-fühlens. Der größte Theil des Vormittags ging bei der Toilette drauf, und das Mittagbrot, bei dem er nicht zu hasten und zu hegen brauchte, wurde ihm ein Fest. Nachmittags machte er einen Spaziergang in vollem Staate, ganz ohne die Absicht, die Augen seiner Mitmenschen auf sich zu ziehen, sondern rein nur um eine Pflicht gegen sich selbst zu erfüllen, dem eigenen Werthbewußtsein zu entsprechen; und die Abende brachte er meist bei dem Kantor zu, rauchend und seinen geistigen Horizont erweiternd. Er genoß die ganze Wonne des Gesühls, als nützlich und berechtigtes Glied der menschlichen Gesellschaft eingereiht zu sein. In diesem Dasein war kein Platz für eine unglückliche Liebe.

Mit dem Ofterfest bekamen die Sonntage noch eine neue Besonderheit. Karl Zickendrath, der Sohn, hatte ausgelernt, war zum Handlungsgehilfen befördert worden und nahm von jetzt ab an den sonntäglichen Mahlzeiten in der Pension theil. Er war ein langaufgeschossener, aber schmalbrüstig gebliebener Bursch von siebzehn Jahren, mit unverhältnißmäßig großen Füßen und Händen an dünnen Armen und Beinen, die Hände außerdem noch bemerkenswerth durch ihre saftige Röthe, und mit dem lauten, schnüffeligen Gebahren aller jungen Kommiss. Die Schmidt's nannten ihn unter sich nur den „Schwung“ und erklommen mit dieser Bezeichnung den Gipfelpunkt verächtlicher Menschenbetrachtung.

Der „Schwung“ machte es ihnen übrigens leicht, sich ihm gegenüber als Wesen höherer Art zu fühlen. Er war thatsächlich zum Schreien in seiner plumpe-toketten

Wichtigkeit. Er wollte sich um jeden Preis von einem gewöhnlichen Häringsbändiger unterscheiden und spielte sich deshalb mit krankhaften Anstrengungen auf den gebildeten Kaufmann hinaus. Das Bewußtsein, sich in gelehrter Gesellschaft zu befinden, mochte außerdem noch anfeuernd auf ihn wirken, und so sprach er über Alles und Jedes mit der ergößlichsten Dummdreistigkeit und stritt bis aufs Blut über Dinge, von denen er keinen blassen Dunst hatte. Die Schmidt's entwickelten eine satanische Findigkeit, ihn auf unsichere Gebiete zu locken. Und er troch mit unglaublicher Bereitwilligkeit auf jeden Leim. Gewöhnlich fing die Tischunterhaltung mit dem Geschäftlichen an.

„Nun, Herr Kommerzienrath“, interpellirte Johannes den alsbald die Ohren spitzenden Handelsjüngling, „wie steht's mit den Rosinen?“

„Ja...“, lachte Karl dann mit behaglicher Ueberlegenheit. „Das sagen Sie so leicht hin. Als ob das mit ein paar Worten abgethan wäre. Rosinen... das ist ein sehr knifflischer Artikel.“

Und nun setzte er weitläufig auseinander, wie man Rosinen kalkulieren müsse, und redete so lange, bis die gesammte Tafelrunde in ein wordsmäßigcs Hohngelächter ausbrach. Dann sah er sich ganz erstaunt um, zuckte die Achseln und meinte:

„Ihr versteht eben alle nichts davon. Sonst würdet Ihr darüber nicht lachen. Das sind sehr wichtige Fragen im Handelsleben.“

Sein Interesse am Handelsleben und seinen wichtigen Fragen war indeß bis zu einem gewissen Grade eine schauderbare Heuchelei. Er sprach hauptsächlich davon, um seinem Alten gegenüber den „tüchtigen jungen Mann“ herauszufehren. Sein Herz gehörte eigentlich der Welt, die zu leben verstand. Darunter begriff er die Leute, die noblen Passionen huldigten, besonders die Sportsmenschen. Er selbst trieb keinerlei „adelige“ Uebungen, aus naheliegenden Gründen. Aber er that, als ob er in allen Zweigen des modernen Sports daheim wäre. Von jedem Radrennen war er auf das Genaueste unterrichtet, die Namen Behr, Büchner, Arens, Bourillion, und wie die Strampler alle hießen, kamen so geläufig aus seinem Munde, als ob er mit ihnen allen einen Scheffel Salz gegessen hätte.

„Donnerwetter, die Franzosen!“ rief er über den Tisch weg. „Es ist doch eine Sache. Unsere deutschen Fahrer, es sind ja große Kerls. Aber sie machen Alles mit den Beinen, Alles mit den Beinen. Die Franzosen dagegen...“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der fromme Herr Schädler vom Zentrum ist neulich in seinen Besorgnissen entschieden zu weit gegangen. Das war, als man um 50 000 M. für das Strazburger Goethe-Denkmal bat. Er meinte, es könnte dann der und jener im Reichstag für irgend ein anderes Dichter-Denkmal „plädiren“; und wer im Hause hätte nicht seinen Lieblings-Dichter?

Mit solchen Klammernissen hätte sich Herr Schädler doch wohl nicht beladen sollen. Er hätte sich im Kreise seiner eigenen, mannhafsten Schoar nur umthun und auch sonst seine Blicke auf andere unentwegt trogige parlamentarische Gruppen wenden sollen. Da hätte er dann erkannt, daß die Gefahr, durch überfeinerte Geisteskultur oder Dichterverehrung zu verweichlichen, in unserer rauhen Zeit nicht allzugroß sei.

Aus echten Männerlehren hätte er die Wahrheit vernehmen können, daß ein Mensch, der als Streiter im politischen Lebenserzist „voll und ganz aufstehe“, seinen Lieblingsdichter kennt, und überhaupt, wozu brauchen wir die Dichter? Die Tage sind vorüber, da während einer Verhandlungspause ein Abgeordneter seinen Landsmann, der eine Maß Bier trinken ging, erwiderte: „Ich will inzwischen ein paar Seiten Goethe lesen!“ Solcher Sonderling dürfte heute wie ein unangenehmer Geistesproß auffallen.

In Zeiten, da die nährischen Verächter aller geistigen Verweichlichung obenauf sind, haben die Dichter, die niemals recht in Reich und Glüd stehen mögen, einen schweren Stand. Daß sie den Regierungen leicht lästig fallen können, wird Jeder von vornherein begreifen. Sie fallen in der That, um bei der sorgsamcn Unterscheidung zu bleiben, die Herr v. d. Rede in der Ausweisungsfrage aufstellte, in doppelter Weise lästig. Einmal subjektiv, dann objektiv. Subjektiv, indem sie ganz persönlich erhöhte Empfindung auslösen, agitatorisch zu Gedanken anregen, objektiv, indem sie das Phlegma der Ordnungsmenschen, die von ihnen durchaus nichts wissen wollen, democh in Unruhe versetzen. Sie stecken eben Andere, oft die nächsten Angehörigen der Ordnungsleute mit ihrem Firselang und ihren Träumereien an.

Aber auch andere mannesstolze Seelen, allzeit aufrecht und ge-

strenge, werden heutzutage barsch erklären: „Wir brauchen keine Dichter“. Als das liberale Geschlecht noch jugendlich und zukunftsfroh war, da sog es aus den Werken eines einfachen Romanschreibers, des Friedrich Spielhagen, eine Fülle von Anregung und bewegter Freude. An Festtagen; wenn der Dichter wieder einmal einen besonderen Geburtstag feiert, wird das auch von allerernstesten Leuten und Würden-trägern, wie etwa die Felden und Sprecher von Bezirksvereinen sind, in gehobenem Bruffton anerkannt werden. Aber sonst, wenn diese leidige Festpflicht gethan ist, wird dieser Pathetiker gravitätisch einherstolziren, sich seine nimmermüde Nüchrigkeit vor dem Haleschen Thore oder im Potsdamer Viertel als Gedächtniß zurückerufen und dann überlegen lächeln. Hat er nicht die Wandenden im Liberalismus gestügt, die Müden mit seinen ermunternden Worten aufgerichtet? Wer kann den Vorrath von einem guten Tugend von Schlagworten so tapfer und energisch in die freie Mannesrede verweben, wie er? Dichterlein, Dichterlein. Vertrieche dich beschämt!

Herr Schädler, der Fromme, hätte auch getrost sein Sprüchlein wider den unheiligen Goethe herfagen dürfen. Wozu erst die Angst, als Bildungsfeind und Philister angesehen werden zu können? Viele seiner Mitfreunde, die im arbeitschweren Dasein und im Hochgefühl ihrer politischen Verantwortung keine Gelegenheit fanden, den verstorbenen Goethe durch ihr Studium zu ehren, hätten ihm sein Sprüchlein ohne weiteres Befinnen aufs Wort geglaubt und bei den anderen maßgebenden Elementen wird man gewiß nicht gleich als Bildungsfeind verärreren, wenn man gegen einen Dichter spricht, der seine Hofraths- und Exzellenzwürde so weit vergaß, daß er nicht bloß an der positiven Gläubigkeit rüttelte, sondern auch sonst noch allerhand Teufeleien und mephistophelischen Unfug trieb. Es ist wahr und durch nichts zu beschönigen. In dieser Hinsicht stand's um Goethe heidnisch schlimm; und er kann seinem Schöpfer danken, daß er nunmehr bald an die siebzig Jahre in der kühlen Erde ruht und es niemals mit einem Strafrichter aus der Gegenwart zu thun hatte.

Wer nicht nachdenklich ist und durch keinen Zweifel seine Seele gefährdet, der kann ungeschoren durch die Welt von heute laufen. Sonst aber mag er sehen, daß er nicht „subjektiv und objektiv“ die friedlichen Firtel der Frommen im Lande störe. An einer Stätte, wo die Unruhe sonst schweigt, ist dieser Tage ein Fall vorgekommen, der auf den Geistesfortschritt in der Gegenwart ein höchst bemerkenswertes Licht wirft. Ein Arbeiter trauert am frischen Grab. Der Sarg mit den Resten einer theuren Person ist herabgelassen der Arbeiter wirft ein paar Erdschollen nieder und ruft vernehmlich: „Friede mit Dir! Auf Rimmerwiedersehen!“

Das Wort: Auf Rimmerwiedersehen! verletzte den Pastor und einige Andere, die der Szene beizwohnten, derraßen, daß der Arbeiter sich vor dem Richter zu verantworten hatte und zu einer Haftstrafe verurtheilt wurde.

Nicht einmal das erwogen hatte die Gläubigkeit, daß in Momenten solcher Erregung, wie der betreffende Arbeiter sie durchzufosten hatte, die Worte, wie unwillkürlich sich auf die Lippen drängen; daß also, was gesprochen, was gellagt wird, halb un-bewußt sich aus bewegtem Gemüth losdrängt. Der orthodoxe Eifer fand den Glauben an ein Wiedersehen im Jenseits gekränkt, und für diese Kränkung verlangte er unachtsamlich seine Gemüthung.

Herr Schädler hätte wirklich getrost Herz und Nieren des großen Wolfgang auf Gläubigkeit prüfen können; im Parlament des Landes der Dichter und Denker hätte er in der gegenwärtigen Lage außerhalb seiner Parteigemeinschaft Zustimmung und Hörer genug gefunden. Daß Goethe eine kosmopolitische Größe geworden, was geht das uns an, könnten die Rationalisten uns erwidern. Sie sind ohnedies immer mit den Ermahnungen bereit: Die Deutschen sollen endlich einmal aufhören, hinzuhören, was die Fremden von ihnen und ihrem Wirken sprechen.

Wollte man im Geiste derer, die über den Arbeiter am Grabe umgehalten waren, jene Werke der Weltliteratur revidiren, die ein geistiges, völkervereinendes Band bilden, welcher Denker, welcher Dichter bliebe verschont? Hat nicht ein armer Mann, wie Hamlet war, schon gezweifelt und sprach nicht er schon vom Reich des Jenseits, „aus des Bezirkt kein Wanderer wiederkehrt?“

So lange hat sich der Dugendbürger unter uns mit den Errungenschaften naturwissenschaftlicher Erkenntniß, mit der glänzenden technischen Entfaltung mochte er selbst auch an ihnen nicht den geringsten Antheil gehabt haben, selbstzufrieden getröstet, daß er es nicht beachtete, welch' ironischen Gegenfatz hierzu die Freiheit der Geister zur Wende des 19. Jahrhunderts abgebe. Man will nicht gern entbehren. Man wird ungeduldig, wenn irgend eine technische Erleichterung, eine neue Bequemlichkeit nicht alsbald verbreitet wird. Aber mit dem geistigen Hunger steht es wesentlich anders. Im Großen, wie im Kleinen. Daß einer geistig entbehre, daß er mit einem Knag im Innern herumlaufe und Demüthigung um Demüthigung ertrage, darüber erregt man sich nicht sehr, wenn er nur zureichendes Futter erhält. Bis in Kleinbürgerliche Kreise hinein ist das geistige Abhängigkeitsgefühl so sehr gewachsen, daß man sich der Gnaden tröstet, wo man um ein Recht zu kämpfen hätte.

So kann man gegenwärtig manchem Wiederam begegnen, der über die Forderungen des Königs Scherl wohl auch seinen Wüthmuth äußert, dann aber den Finger an die bedenkliche Nase hält und meint: Aber die Ausgesperrten haben doch verdient! So fürchterlich groß schreiben sie das Wort „Verdienen“, so sehr gehen sie im Ge-

danke von dem gnädigen Herrn auf, daß sie um des Verdienstes willen alle Mannbarkeit, alle Selbstbestimmung preiszugeben bereit sind. Wände ihnen wer einen dünnen Wandschirm um den Hals und zertere daran, sie würden wund gerieben und schrien. Fingte man sie aber geistig mit einem armdicken Tau ein und schnürte ihnen die Kehle so eng zu, daß sie kaum frei athmen könnten, sie schrien nicht, sie beschwerten sich nicht. Denn sie sind geistig demüthig gemacht und haben im geistigen Sinn niemals mit dem Kauf der Geduld fluchen gelernt; und doch zeteret ein dummer Teufel selbst, wenn man ihn gebannt hat und er vor dem geweihten Zeichen nicht entweichen kann; und doch haben dürstige Schweizer Bauern vor einem Gut, dem Sinnbild herrischen Uebermuths, die Reuerenz verweigert. Wenn der Biedere auf dem Theater seinen „Tell“ hört, ja, da wird er gerührt und seine Pulse schlagen rascher. Hier hat aber ein moderner Zeitungskönig kraft absolutistischen Wahns seinen Herrenhut aufstellen lassen, und derselbe Biedermann schleicht schon vorüber in dem Hinweis auf die jämmerliche Spruchweisheit des Sages: „Wess' Brot ich esse, dess' Vieh ich finge.“ —

Meines Heuileton.

— Die Hauptsache. Das Stubenmädchen Neß ihn im Korridor stehen: „Warten Sie einen Augenblick, Frau Direktor kommt gleich.“ Damit ging sie wieder nach den hinteren Räumen. Er sah sich schlichtern um. In der einen Ecke des teppichbelegten Raumes stand ein großer Kleiderständer. Pelzmäntel, mit Seide gefütterte, Uniformröcke und zierliche Damenjäckchen hingen nebeneinander. Die Damenjäckchen strömten einen feinen Hauch, wie Frühlingserdfrucht, aus. Neben dem Kleiderständer erhob sich ein buntes Korzellangefäß; Schirme, Stöcke mit silbernen Knöpfen ragten heraus. An der anderen Seite hing über einem schmalen Tisch ein hoher Kristallspiegel, in den zwei elektrische Seitenlampen ihr Licht warfen.

Er sah sich in dem Spiegel. Eine jähe Röthe überflog ihn. In dieser Luft mußte man ihn ja meterweit mit der Nase spüren. Dieser muffige Kellergeruch, der seinen Kleidern anhaftete . . .

Da ging die Treppentür. Eine hohe starke Dame mit energischem Gesicht und grauen Augen kam herein. Frischer Wintergeruch umwehte sie. „Nun?“ Sie sah ihn fragend an, während sie ihre gefütterten Handschuhe abzog.

„Ah so! Ja, er hatte gedacht, die Hereinkommenden hätten zu grüßen. Aber natürlich mußte er zuerst grüßen. Das schickt sich so für Bittende, für Arme. Sie hatte ihn gewiß angesehen, was er wollte.“

„Ach!“ machte sie freundlich und nahm ihren Hut ab. Sie sind gewiß der Mann, den ich herbestellt hatte? . . . Sind Sie nicht ein bißchen zu früh gekommen? Na, das schadet ja nichts. Das gefällt mir besser, als wenn Sie zu spät gekommen wären. Aber warum hat Sie denn das Mädchen hier auf dem finsternen Korridor stehen lassen? Ja, diese Mädchen! . . .“ Sie öffnete die Thür nach dem Speisezimmer. In seiner Verwirrung ging er vor ihr hinein und ward nun ganz verwirrt, gelähmt über seine Ungechlichkeit. Verschämt blieb er steif an der Thür stehen.

Wie er wohl in dem hellen Tageslicht zwischen den feinen, geschmigten Möbeln aussehen mochte? Das war sein Gedanke, während sie ihn ausfragte: „Also Sie sind der Mann, der sich auch um die Stelle bemüht hat? Ja Ihre Schrift und Ihre Sprache haben mir am besten gefallen. Es liegt etwas Feines in Ihrer Art. Wenn Sie mir die Stelle annehmen können? Sie werden sich ja denken können, daß wir einem Vereinsboten nicht viel bieten dürfen.“ Sie sprach, ohne auf seine Antwort zu warten, ruhig weiter.

Er blickte kaum auf. Nur jetzt ein flüchtiges Winkeln. Da blieb sein Auge auf Schmuckstücken über dem Divan haften. Zwischen schillernden Auerhahn- und Fasanegehängen zogen sich leuchtende Guirlanden hin. Aus dunklem Lorbeer- und hellerem Orangegrün strahlten kleine, quittegelbe Pommeranzen und grolle Zitronen. Darunter hingen riesige, weintraubenartige Gebilde, braune und grüne Flaschentürbisse, blutrothe Beeren zwischen Palmenblättern.

Sie hatte immer weiter gefragt. Sein Schweigen mußte sie wohl als Bejahung gedeutet haben. Jetzt aber wiederholte sie eine Frage: „Nicht wahr, Ihre Kinder sind alle getauft?“

Er schredte aus seinem Traum auf. Nach einigem Nachdenken verstand er ihre Frage: „Nein . . . nein . . . die beiden jüngsten nicht.“ flüsterte er heiser.

„Ja, das ist aber schade . . . Ich hätte Sie so gern für unseren Verein gewonnen . . . Nun, Sie begreifen . . . das geht nun nicht.“

Er ging mit wirrem Kopf hinaus, sich an allen Ecken stoßend. Die Farben der Speisezimmer-Decoration flimmerten noch vor seinen Augen. —

— Der erste Zylinderhut in London. Mr. Hetherington hieß der Kühne, der sich zuerst, am 15. Januar 1797, im Zylinder auf der Straße zeigte. Daß er damit Sensation hervorrufen würde, hatte er ja als selbstverständlich angenommen, aber daß es thatsächlich zu einem gewaltigen Aufstande kam, war ihm doch außer allem Späß. Am 11 Uhr Vormittags also trat besagter Herr aus seinem Laden am Strande, einer der belebtesten Geschäftsstraßen Londons. Aber kaum hatte er zehn Schritte gemacht, so blieb Alles stehen und starre das merkwürdige Wunderding auf seinem Kopfe an. Mr. Hetherington aber ging ungerührt weiter, doch diejenigen,

die ihn bisher nur starr vor Staunen angesehen hatten, zogen nun bewundernd hinter ihm drein, und in wenigen Minuten war die Straße mit einer johlenden Menge dicht gefüllt. Ein Zeitungsbericht aus jenen Tagen selbst meldet über das Ereigniß: „Der Modewaarenhändler Mr. John Hetherington vom Strand wurde gestern wegen öffentlicher Unbescheidenheit und Erregung eines Aufstandes vor den Lordmayor gebracht und zu einer Strafe von 500 Pfd. Sterl. verurtheilt. Es ist nämlich erwiesen, daß jener Herr sich auf öffentlicher Straße mit einer Kopfbedeckung gezeigt hat, die er einen Seidenhut nennt, einer hohlen glänzenden Röhre, darauf berechnet, fürchtliche Menschen in Schrecken zu setzen. Die Polizei hat bestätigt, daß eine Anzahl Frauen bei diesem ungewöhnlichen Anblick in Ohnmacht fielen, daß die Kinder laut aufschrien, Hunde heulten und ein Knabe von der angesammelten Menschenmasse niedergestoßen wurde, so daß er den Arm gebrochen hat. Deshalb wurde der Beklagte verhaftet und vor den Lordmayor gebracht, wo er sich damit vertheidigte, daß er kein Gesetz des Reiches verletzt habe, da jeder Mann in England das Recht habe, in einer Kopfbedeckung zu erscheinen, die seinem Geschmac entspräche.“ —

Völkervereine.

— Kommunismus in Neu-Guinea. In dem neuesten Heft der „Nachrichten über Kaiser Wilhelm-Land und den Bismarck-Archipel“ macht der rheinische Missionar A. Hoffmann interessante Mittheilungen über einen theilweisen Kommunismus, den er unter den Eingeborenen dieses Schutzgebietes im Dorfe Bogadjim bei Stephansort wahrgenommen hat. Dieser Kommunismus umfaßt nicht alle Dorfeinwohner in gemeinsamen Verbände, sondern herrscht in Familienverbänden vor, aus denen sich die Dorfgemeinschaft zusammensetzt. Es besteht nämlich kein fest geordnetes Gemeinwesen unter einem gemeinsamen Oberhaupt, sondern es bestehen kleine Familienverbände mit einem Familienoberhaupt (Samo koba). In einem solchen Familienverband können auch Fremde aufgenommen werden, Kinder durch Adoption, junge Männer und Wittwen durch Heirath. Mehrere Familienverbände bilden gewöhnlich eine Dorfgemeinschaft; sie verbindet ein den Papuas der Nitrolabebah gemeinsamer Geheimcult, Asa. Der für die Feierlichkeiten dieses Geheimcults bestimmte Platz und das darauf errichtete Haus sind Gemeingut des Dorfes, die in diesem Asa-Haus aufbewahrten Gegenstände aber (Waffen, Hörner und Klappen) Privateigenthum. Der Kommunismus in diesen Familienverbänden gestaltet sich nun folgendermaßen: Gemeinames Eigenthum jedes Verbandes sind: 1. der Landbesitz, der genau von dem eines anderen Familienverbandes abgegrenzt ist, 2. die Fischereigerechtigkeit an bestimmten Theilen der Flüsse und des Meeres, 3. die Jagdgerechtigkeit, 4. die Bestände an Sagopalmen, 5. die Junggesellen- und Männerhäuser und die zu Versammlungszwecken dienenden Häuser, die von allen Männern des Verbandes benutzt werden, 6) die großen Holztrommeln. Die Wohnhäuser sind Privateigenthum. Die Plantagen der Eingeborenen werden entweder von der ganzen Dorfgemeinschaft oder dem einzelnen Familienverbande angelegt. Auch das Vammefallen, Roden und Brennen in den Plantagen geschieht gemeinschaftlich; dann aber werden diese in Parzellen getheilt, die den einzelnen Familien zugewiesen werden, und die darauf gezogenen Früchte dem Eingeborenen und seiner Familie, doch muß er bei Festlichkeiten im Familienverband einen Theil davon beisteuern. Obwohl der Landbesitz Gemeingut des Familienverbandes ist, gehören die darauf stehenden Fruchtbäume doch den einzelnen Personen und gehen nach dem Tode des Besitzers an dessen Kinder und Verwandte über. Der Eingeborene darf sein Vieh nur füttern und mästen, aber nicht selbst schlachten und essen, sondern liefert es, wenn es zum Schlachten für gut befunden wird, gewöhnlich an seine Verwandten mütterlicherseits ab. Er kann aber trotzdem das Vieh nach Belieben verkaufen. Nach seinem Tode wird ein Theil des Viehbestandes beim Leichengelage aufgefressen. Einen Theil erhalten die Verwandten mütterlicherseits und der Rest die Kinder, die aber, wenn nicht genug vorhanden ist zur Befriedigung der Verwandten, an diese nachzahlen müssen. Was der Eingeborene in seinem Wohnhaus aufbewahrt, ist sein Privateigenthum; die werthvollsten Hausgeräthe aber, die Holzkücheln, die besten Speere und Pfeile, sowie die Kleidungsstücke, erben die Verwandten von mütterlicher Seite. Die Kinder erhalten nur je einen Kochtopf, eine Holzkücheln, einen Lendengurt, einen Speer, einen Bogen und einige Pfeile und außerdem die Geräthe zum Fischfangen und die Werkzeuge (Weile und Spaten) aus dem väterlichen Nachlaß. Ganz wie bei uns werden auch bei den dortigen Eingeborenen die Schmuckstücken sehr geschätzt, und zwar gelten als solche die Armbänder, der Lanzschmuck, der Brustschmuck und die zu mancherlei Schmuckstücken verwandten Hundezähne. Diese Gegenstände ersehen im Handelsverkehr die Stelle des Geldes. Auch davon erben die Kinder nur je ein Stück, alles Uebrige die Verwandten mütterlicherseits. Die Frau wird vom Mann gekauft, kann aber nicht vererbt werden. Sie kann nach dem Tode des Mannes im Hause wohnen bleiben oder zu ihren Verwandten zurückkehren; bei einer abermaligen Heirath erhalten ihre Verwandten einen neuen Kaufpreis. Stirbt die Frau vor dem Mann, so erben nicht der Mann, sondern die Töchter und Verwandten mütterlicherseits ihre Habseligkeiten, und stirbt ein Kind, so erben dessen etwaige Hinterlassenschaft ebenfalls die Verwandten von mütterlicher Seite. —

Medizinisches.

ss. Gesichts- und Gehörsstörungen durch den elektrischen Strom. Im „Centralblatt für Heilkunde“ be-

richtet Dr. Kretschmer aus Liegnitz über einen merkwürdigen Fall von Verletzung durch einen elektrischen Schlag. Am letzten 14. August wurde ein 50jähriger, bis dahin vollkommen gesunder Mann von dem herabfallenden Draht der elektrischen Straßenbahn getroffen, als er in einiger Entfernung von den Schienen stand. In den ersten Minuten hatte er die Empfindung, als seien ihm Glassplinter in die Augen geflogen, doch konnte er noch mit Unterstützung einiger Passanten ein Hotel aufsuchen, wo er dann zu Mittag aß. Erst nach einer Stunde stellte sich ein schweres Gefühl im rechten Arme und im rechten Beine ein, und das Sehen wurde undeutlich. Er ging zu einem Arzt, in dessen Sprechzimmer er unter Zudruckerscheinungen der rechten Körperhälfte zu Boden fiel. Nach dem Hotel zurückgebracht, lagte er über Finsterniß vor den Augen. Am selben Abende fand der Arzt das linke Auge vollständig erblindet, während das rechte nur undeutlich in äußerster Gesichtsfelde Lichtindrücke aufnahm. Die Untersuchung mit dem Augenspiegel ergab außer einer Erweiterung der Aderu und dem verschmommenen Umriß der Pupille nichts Krankhaftes. Die rechte Körperhälfte war gelähmt und unempfindlich, ebenso auch die linke Gesichtshälfte. Auf dem linken Ohr konnte der Verunglückte gar nichts hören, und Geruch und Geschmack waren in hohem Maße irritirt. Die Lähmung des rechten Armes und später auch des Beines ging allmählig zurück, die Erblindung und Taubheit auf der linken Seite blieb dagegen bestehen. Auch mit dem rechten Auge konnte der Verletzte erst viel später und auch nur im äußeren Gesichtsfelde größere Schriftproben erkennen. Nach fast zwei Monaten war er im Stande, mühsam am Stod im Zimmer umherzugehen. Noch immer ergab die Augenspiegel-Untersuchung keine krankhafte Veränderung, und die Umrisse der Pupille waren sogar wieder deutlich geworden. Seit jener Zeit ist der Zustand vollkommen derselbe geblieben, und die Hoffnung auf eine Besserung der durch den elektrischen Schlag herbeigeführten linksseitigen Blindheit und Taubheit kann kaum noch erwartet werden. Es besteht somit die Thatsache, daß ein elektrischer Strom, der einen Menschen mit einer erheblichen Abschwächung der in diesem Falle ursprünglichen Stärke von 500 Volt traf, so schwere Störungen im Nervensystem hervorrufen kann, wie sie hier beschrieben sind. Noch merkwürdiger wird die Erscheinung dadurch, daß die Folgen erst 1 bis 2 Stunden nach der Verletzung mit voller Schwere eintraten. —

Astronomisches.

— Vier Planeten am Morgenhimmel. Die „Frankf. Zeitung“ schreibt: Dem Freund der Himmelsbetrachtung möchten wir rathen, sich in diesen Tagen ein halbes Stündchen, bevor die Sonne aufgeht, den Federn zu entreißen und einen Blick auf den Südosten des Morgenhimmels zu thun, wo die Lichtgrüße dreier Planeten ihn für den veräumten Morgenraum entschädigen. Wie eine kleine Sonne übertrahlt einer von ihnen alle anderen Sterne, und man braucht nicht sehr bewandert in der Himmelskunde zu sein, um zu wissen, daß dies Venus ist; schon um 5 Uhr geht sie tief im Südosten auf und wirkt sogleich durch ihr helles Licht durch die Dünste des Horizonts. Nicht unter ihr steht ein Stern, der zwar erster Größe aber doch armelig im Vergleich zu Venus zu nennen ist, es ist der Planet Saturn. An räumlicher Größe die Venus 500 Mal übertreffend, kann er doch nur einen so kleinen Theil seines Lichtes uns zustrahlen, da er 1700 Millionen, Venus aber nur 85 Millionen Kilometer entfernt ist und beide nur in dem erborgten Sonnenlichte leuchten, das bis zu Saturn den 13fachen Weg zurückzulegen hat, als bis zu Venus. Von Venus und Saturn steht rechts in bedeutend größerer Höhe ein ebenfalls in weißem Licht strahlender Planet, der gewaltige Jupiter, lange nicht so hell als Venus und doch auf den ersten Blick als kein gewöhnlicher Stern erster Größe sich verrathend. Zwischen Venus und Jupiter steht tief der rothe Fingstern Antares im Skorpion und vom Jupiter rechts oberhalb der ganz weiße Hauptstern der Jungfrau, Spica. Wendet man aber dem ganzen glänzenden Bild den Rücken, so erblickt der, der auch freien Nordwesthorizont hat, den drei Planeten gegenüber zum Untergang sich neigend, den Mars, ebenso glänzend wie Jupiter, aber feuerroth, über ihm die beiden Zwillingsterne Castor und Pollux. Selbst der fünfte Planet, den das unbewaffnete Auge zu erkennen vermag, Merkur steht noch im Morgenhimmel, aber links von Venus, und so tief und dicht bei der Sonne, die dem Aufgange nahe ist, daß ganz besondere günstige Luftverhältnisse zu seiner Sichtbarkeit erforderlich sind. —

Technisches.

— Unter den Sehenswürdigkeiten der Pariser Weltausstellung soll sich auch eine Wandelbahn befinden. Mit dem System, nach dem sie erbaut werden soll, hat der Techniker de Maucombe, um die Konzession zu erlangen, einen kleineren Versuch ausgeführt, der einen guten Erfolg gehabt hat. Die vorgeschriebene Bahn bewegt sich auf einem Umkreis von einem halben Kilometer und wird in einer Höhe von ungefähr zwei Metern über dem Boden von einem Gerüst getragen. Oben auf der kleinen Treppe, welche dahin führt, angelangt, hat der Fahrgast zwei Bahnen vor sich, von denen die eine sich langsam, die andere mit der doppelten Geschwindigkeit der ersten bewegt. Die auf dem Paradeplatze bei Saint Ouen angewandte Schnelligkeit betrug ungefähr neun Kilometer die Stunde

für die schnellere Bahn und vierundeinhalb Kilometer für die langsamere, auf welche man zuerst den Fuß fest. Da diese erste Bahn kaum die Geschwindigkeit des gewöhnlichen Schrittes hat, so wird man sich nicht lange darauf aufhalten, umso mehr als sie eng ist, kaum einen Meter breit. Die zweite Bahn, welche eine Breite von zwei Metern hat, bewegt sich neben der ersten entlang und befindet sich etwas höher über derselben, so daß der Fahrgast sich von der einen auf die andere begeben kann, wie von dem Fahrdamm auf das Trottoir. Am Rande der beiden Bahnen sind in Zwischenräumen eiserne Plöcke angebracht, welche man nur zu erfassen braucht, um jede Gefahr eines Falls zu vermeiden. Diese Vorsichtsmaßregel ist jedoch bei der mäßigen Geschwindigkeit der Plattformen überflüssig. Die Plattformen bilden übrigens keinen ununterbrochenen Boden, sondern sind aus einzelnen Theilen derart zusammengefügt, daß sie einer Kette gleich nach allen Richtungen Zickzackbewegungen machen und die schärfsten Krümmungen umschreiben können. Die beiden Bahnen werden nach den Außenseiten des Gerüsts zu, auf welchem sie sich befinden, von Rollen getragen, die sich auf zwei Schienen bewegen. Zwei andere Schienen, von denen eine unter der kleinen, die andere unter der großen Bahn angebracht ist, gleiten, durch Elektrizität in Bewegung gesetzt über paarweise und parallel in gewissen Zwischenräumen befestigte Räder. Jedes Paar Räder wird durch eine Welle in Bewegung gesetzt, mit dem kleineren Rad korrespondirt natürlich die Schiene des langsameren Wegs. Nüchtern treffend hat man dieses System mit einem umgekehrten Eisenbahnzug verglichen, bei welchem die unbeweglichen Räder der Lokomotiven die darüber befindlichen Schienen fortreiben, an denen die Plattformen der Wandelbahn angebracht sind. Dieselbe wird eine Etage hoch errichtet werden. Die ganze Strecke wird 3300 Meter betragen. —

Humoristisches.

— Bestandene Probe. Antiquitätenhändler: „Sehen Sie, hier habe ich einen abgebrochenen, verführten Zeiger von einer Kuckucksuhr — was ist das?“
Stellefuchsender: „Ein Zahnstocher der Marquise von Pompadour!“
Antiquitätenhändler: „Sie sind engagirt!“ —
— Ein Skeptiker. A.: „Eben hat mir der Herr Oberförster erzählt, daß er gestern beim Sonnenuntergang eine Doublette auf Füchse gemacht hat!“
B.: „Was, der??!!.. Dem glaub' ich nicht einmal, daß gestern Abend die Sonne untergegangen ist!“ —
— Zeitgemäß. „Wie geht's dem Ihrem Sohn, dem jungen Arzt?“
„Ausgezeichnet! Der hat seine erste Patientin, eine reiche Erbin, geheirathet und sich dann zur Ruhe gesetzt.“ —
(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Edgar Steiger hat die Theater-Verichtserstattung für die „Münchener Neuesten Nachrichten“ übernommen. —
— Agnes Sorma wird in der ersten Hälfte des Monats März einen acht Abende umfassenden Zyklus von Gastrollen am Lessing-Theater geben. —
— Der verstorbene französische Dramatiker d'Ennery hat 12 Millionen Franks hinterlassen. Er hat an dem Text von Gounod's „Faust“, ferner an den Verne'schen Ausstattungsstücken: „Reise um die Welt“, „Michael Strogoff“ etc. mitgearbeitet. Um die Erbschaft ist schon heller Streit ausgebrochen. —
— Die Sammlungen für ein Richard Wagner-Denkmal in Berlin haben einen Betrag von über hunderttausend Mark ergeben. —
— In dem Kunstsalon von Bruno und Paul Cassirer ist der Ausstellung holländischer Maler eine große Kollektiv-Ausstellung von Hans Thoma gefolgt, die etwa 50 Gemälde und Studien und nahezu alle gedruckten Blätter umfaßt. —
— „Ver Sacrum“, die Zeitschrift der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs (Wiener Sezession), erscheint jetzt im Verlage von E. Seemann in Leipzig. —
— Thierpreise loco Ostafrika: Junges Doppel-nashorn 20—25 000 M., Giraffe 10—20 000 M., Gnu 8—10 000 M., Löwe 1000—1500 M., Zebra 1500 M. —
— n. Die Reste des größten bekannten Thieres der Erde wurden von Professor Reed in Jurassichten bei Laramie im amerikanischen Staate Wyoming aufgefunden. Das Thier, das zu der ausgestorbenen Reptilienartung der Dinosaurier gerechnet werden muß, muß nach den aufgefundenen Skelettresten eine Länge von 130 Fuß besessen haben. —
— t. Die längste Telephonlinie ist kürzlich in den Vereinigten Staaten von Little Rod in Arkansas bis Boston am Atlantischen Ozean — 3400 Kilometer — eröffnet worden. —